Nr. 7.

Deutsches Bürgerblatt.

Siegen, 21. Januar 1845.

Uebersicht.

Bunte Briefe. V. Zweiter Brief an den Verfasser der von den Zinnen des Kölner Doms rufenden Stimme. Von Peter Paul Frank.
Die Missionen in der Südsee.
Zur Unterhaltung: Die Lampe. Ein uraltes Märchen. Von M. H. Geldern. — Land und Leute der britischen Inseln. (Forts.) 9. Die Engländer und die Ausländer. b) Engländer und Deutsche. — Mannigfaltiges.
Bekanntmachungen und Anzeigen.

Bunte Briefe.

V.

Zweiter Brief

an den Verfasser der von den Zinnen des Kölner Dom's rufenden Stimme.

„Sie sind ein wunderlicher Mann!" so rief ich aus, als ich auf S. 9 Ihrer Schrift folgende Stelle gelesen hatte:

„Ein Schriftsteller im preußischen Staate muß sein Manuskript der geist- und weltlichen Oberbehörde vor dem Drucke zur Zensur übergeben, die nach genommener Einsicht und strenger Prüfung desselben ihre Genehmigung zum Drucken ertheilt, im Falle nichts Anstößiges gegen die Religion, gegen die Reinheit der Lehre, Satzungen der Kirche, Entscheidungen der Konzilien, des h. Stuhles zu Rom u. s. w., oder gegen den Staat sich findet. — Ist nun einmal die Erlaubniß ertheilt, so darf die Schrift gedruckt werden, und kein Privater ist nun eigentlich berechtigt, diese genehmigte Schrift öffentlich anzutasten. Als ein Gemeingut ist zwar dieses Buch erschienen, aber doch, wie das Werk selbst besagt, zu keinem anderen Zwecke, als sich daraus zu belehren oder zu erbauen. Die Ober-Zensurbehörde hat ja eben durch ihre Genehmigung für die Echtheit des Buches garantirt und jede desfallsige Verantwortlichkeit an sich genommen! — Doch ist es immer noch möglich, was Niemand in Abrede stellen wird, daß der Zensor bei allem Fleiße irgend etwas Irrthümliches, Anstößiges oder Mißtönendes im Manuskript übersehen hätte, was ein Privater durch gediegene Wissenschaft, schärfere Einsicht und durch längeres Untersuchen und Nachdenken in dem neu gedruckten Buche fände. Dies gibt ihm aber noch kein Recht, ein solches, von der zeitlichen Ober-Zensurbehörde gutgeheißenes Buch ohne Weiteres öffentlich — schriftlich an- und somit in die von allen Unterthanen in Ehren zu haltenden Rechte seiner Oberbehörde einzugreifen — — —"

O herrliche, vortreffliche Stelle! O einziges Räsonnement eines einzigen unvergleichlichen Skribenten! O wunderbare Theorie, hervorgegangen aus dem Scharfsinn eines übermenschlich klugen Kopfes! Doch ich unterdrücke meine Verwunderung. Haben Sie, gestatten Sie mir diese bescheidene Frage, haben Sie, geehrter Mann — das Alter muß man ehren, und Sie sind nach Ihrem eigenen Geständniß nicht mehr jung — haben Sie, geehrter Mann, Ihre Schrift der geistlichen und weltlichen Zensur zur Genehmigung vorgelegt? Mir scheint es nicht, da sich keine Spur auf Ihrer Schrift davon findet. Aber warum haben Sie das nicht gethan? Dann hätte ja kein Mensch mehr das Recht gehabt, auf Ihre Schrift zu antworten, dann hätte ja kein Mensch mehr das Recht gehabt, auch nur mit einer Sylbe sich über den Unsinn zu verwundern, den Sie in Ihrer Schrift debütiren. Oder hatten Sie ein Vorgefühl, keine geistliche und weltliche Behörde würde Ihre Schrift gutheißen? Allerdings würde sich wohl schwerlich eine geistliche und weltliche Behörde finden, welche durch ihre Approbation solchen Unsinn auf ihre Rechnung setzte. Die Schriften von Hermes waren von der Behörde gutgeheißen und doch haben Private, wie Herr Windischmann glorreichen Andenkens und Konsorten dagegen geschrieben, sie verketzert und ihren Inhalt, um sie zu verketzern, korrumpirt!

„Sie sind ein wunderlicher Mann!" habe ich ausgerufen, als ich in dem Vorworte zu Ihrer Stimme den kräftigen, zwischen zwei Striche gestellten Satz las, wodurch Sie, mit einem zärtlichen Blicke auf Hrn. Stupp, den Laien verbieten, an der religiösen Polemik Theil zu nehmen . . ., während Sie S. 20 Ihrer Schrift behaupten, Görres und viele andere Laien hätten in neueren Zeiten der Religion und der katholischen Wissenschaft die herrlichsten Dienste geleistet.

Sie haben, mein sehr wunderlicher Mann, Ihre Stelle auf den Zinnen des Dom's sehr geschickt gewählt. Bedarf man einstens, wenn die Thürme des Dom's fertig sein werden, einer Glocke, so sind Sie ganz geeignet, den Dienst derselben zu versehen. Sie verkünden Freud' und Trauer, läuten zur Hochzeit und zum Leichenzuge mit derselben Fertigkeit und mit denselben gellenden und schrillenden Tönen, wie die Umstände es fordern.

Peter Paul Frank.

† Die Missionen in der Südsee.

Siegen, 20. Jan.

Hatten schon seit einiger Zeit die Streitigkeiten zwischen der englischen und französischen Regierung die Aufmerksamkeit nach der Südsee gelenkt, so bringt uns das neue Jahr noch mehr Veranlassung, unsern Blick auf die Anstalten, welche in der Südsee für Verbreitung des Christenthums und europäischer Zivilisation bestehen, zu wenden. Es mag Viele geben, welche mit der Art und Weise, wie das Christenthum den fremden Geschlechtern mitgetheilt wird, nicht einverstanden sind. Daß es aber unter uns Gegner des Missionswesens überhaupt gebe, oder, was damit zusammenfällt, Gegner der Verbreitung moderner Bildung, welche gerade nur durch das Christenthum mitgetheilt werden kann, ist kaum glaublich. Um so beachtenswerther ist die Anzeige der Hauptmissionsgesellschaft zu London von der großen Noth, in die augenblicklich die Mission zu Tahiti gerathen sei. Die Londoner Missionsgesellschaft hat die Anstalten des Kontinents aufgefordert, in den gewöhnlichen Zusammenkünften für den glücklichen Fortgang der Missionen in der Südsee zu beten. Wie die Weserzeitung uns erzählt, haben bereits in den Kirchen Bremens diese öffentlichen Gebete stattgefunden. Wir unsererseits wollen lieber über die kirchlichen Zustände jener Gegenden unsere Leser aufzuklären suchen und bitten sie, diese Mittheilungen als einen Beitrag zur Orientirung sowohl in diesen letzten Vorfällen, als den englisch-französischen Händeln anzusehen. Auf Wahrheit und Unparteilichkeit dürfen wir Anspruch machen, indem wir das neueste Werk über diesen Gegenstand, ein Zeugniß deutscher Gründlichkeit und Wissenschaftlichkeit, die Schrift des berühmten Geographen Meinicke über die Südseevölker und das Christenthum, zu Grunde legen.

In der Südsee sind vier Missionsgesellschaften thätig, die Londoner, die Weslaymische, die hochkirchliche und die amerikanische. Alle bestehen durch freiwillige Beiträge. Zwar sind diese bedeutend, jedoch auch der Wirkungskreis

so umfassend, daß es oft an Missionären einer Gegend mangelt. Die Missionäre nehmen feste Wohnsitze, welche Stationen heißen. Da sie der Aushülfe bedürfen, so stellen sie in den entlegenen Dörfern Einheimische als Lehrer und Prediger an. Es wird nur durch Belehrung und persönlichen Einfluß bekehrt; andere Mittel haben die Missionäre nie angewendet. Diejenigen, welche Christen werden wollen, erklären dies zuerst, und zwar hier und da noch wohl durch besondere Förmlichkeiten, durch Besuch einer christlichen Kapelle oder dergl. Diejenigen von diesen, welche durch ihren Lebenswandel Zeugniß der Aufrichtigkeit ihres Sinnes geben, werden Taufkandidaten. Sie erhalten einen gründlichen Unterricht in den christlichen Religionswahrheiten, und die Missionäre sind darauf aus, daß Niemand getauft werde, welcher nicht innerlich von der Wahrheit des neuen Glaubens überzeugt ist. Dieser Unterricht ist so anhaltend, daß dadurch das Missionsgeschäft in die Länge gezogen wird, er ist aber nothwendig, weil diese sinnlichen Menschen leicht Alles von der sinnlichen Seite auffassen und bei der großen Ausbreitung des Christenthums in der neueren Zeit in manchen Gegenden die Taufe als Ehrensache angesehen und daher beeilt wird. Mit der Taufe schließt die Londoner Gesellschaft noch nicht ab, sondern sie wählt aus den Getauften nur die Zuverlässigsten zum Genusse des Abendmahls aus und diese bilden nach ihren Statuten die Gemeinde, während die übrigen Gesellschaften mit der Taufe die Zulassung zum Abendmahle verbinden. Außer dem Bekehrungsgeschäfte liegt den Missionären auch die Seelsorge und die Leitung der Gemeinden ob, was ihre Zeit sehr in Anspruch nimmt. Gottesdienst findet außer Sonntags auch mehrmals in der Woche statt. Diese Strenge ist nothwendig bei einem Volke, bei welchem so leicht Rückfälle in das frühere Leben vorkommen können; obgleich dadurch in den christlichen Gemeinden auf den Südseeinseln ein düsterer Ernst sich bemerkbar gemacht hat. Besondere Schwierigkeiten hat es gemacht, die christliche Ehe beliebt zu machen, da man sich von der Polygamie nicht trennen konnte. Die Schulen sind immer als wichtigstes Mittel zur Verbreitung der Religion angesehen. Man hat auch die Erwachsenen hier und da zur Theilnahme am Schulunterricht bewogen, doch ist dies immer schwer gewesen und in den meisten Gegenden aufgegeben. Auch hier, wie überall, hat sich herausgestellt, daß durch das neue Geschlecht hauptsächlich gewirkt werden müsse. Die Missionäre sind Lehrer auf ihren Hauptstationen. In den entlegenern Dörfern mußten sie den Unterricht getauften Männern des Landes anvertrauen. Dabei kamen oft Sonderbarkeiten im Unterricht vor; häufig mußten die jungen Lehrer, wenn sie Alles ihre Zöglinge gelehrt hatten, was sie selbst wußten, zu den Missionären zurückkehren, um sich neue Kenntnisse zu holen. Seit einiger Zeit sind daher den Seminaren ähnliche Anstalten eingerichtet.

Der Unterricht führte die Missionäre auf das Studium der Landessprache. Für die grammatische Feststellung der Gesetze der Südseesprachen haben die Missionäre außerordentlich viel gethan. Fast ohne alle Hülfsmittel kamen die Londoner Missionäre nach Tahiti und mußten die schwierige Sprache der Insel studiren; nachdem ihr Werk vollendet war, konnten sich die Grammatiken der übrigen verwandten Südseesprachen daran anschließen. Wenn die Insulaner mit Europa in innigere Verbindung kommen werden, so werden diese Arbeiten der Missionäre das Verdienst behalten, die alten Sprachen vor Uebergriffen der europäischen zu schützen. Nach dem Studium der Sprachen wurden zuerst Lesebücher abgefaßt, dann Bibeln, Katechismen, Gesangbücher, auch Rechenbücher, Geographieen u. dgl. und jetzt werden nicht blos die Regierungsverordnungen gedruckt, sondern es erscheinen auch mehrere Zeitungen für die Eingebornen.

Die Kosten für alle diese Anstalten tragen fast ausschließlich die Missionsgesellschaften, da man von den Eingeborenen ihrer Armuth wegen Nichts erhalten kann; gegen eine ganz unbedeutende Entschädigung werden ihnen die Bücher gegeben.

Man hat die Ansicht aufgestellt, es könnten aus den bekehrten Gegenden die Missionäre abberufen werden. Diese Ansicht ist aus Unkenntniß der Zustände hervorgegangen. Denn wenn auch zu einer Zeit ein leidenschaftlicher Eifer für das Christenthum über ganze Distrikte gekommen ist, so zeigt sich zu anderer Zeit doch auch eine weitverbreitete Abneigung. Es ist die Reaktion der alten Zustände. Jene Begeisterung für das Christenthum war oft nur eine augenblickliche Aufwallung oder Berechnung der Vortheile, die aus demselben für das Land hervorgehen würden, Politik der Fürsten, welche ihre Macht mehr gesichert sahen, das Bedürfniß nach Ruhe, die mit dem Christenthum erfolgte. Das Christenthum war dann noch nicht in's Bewußtsein aufgenommen, sein Vorzug vor dem Heidenthume nur geahnet, nicht erkannt. Darum ist die Bekehrung nur erst eine angefangene zu nennen, und es hieße das ganze frühere Werk aufgeben, wollte man die Insulaner sich selbst überlassen. Dennoch ist für den gänzlichen Verfall der Missionen Nichts zu besorgen; es sind, und dies ist ein Beweis, wie sehr sich schon die neue Religion mit den Gefühlen der Eingebornen amalgamirt hat, an mehreren Punkten Irrlehrer aufgestanden, welche ganz in der Weise, wie beim Eintritt des Christenthums in die Welt, die christlichen Ideen mit den heidnischen vermischten. Solche Irrlehrer haben mehrmals, namentlich in Tahiti, Verwirrung angerichtet. Auf gleiche Weise suchte ja auch das Heidenthum der alten Zeit durch Aufnahme christlicher Lehren, wie in der neuplatonischen Philosophie und andere, sich zu stützen, da es für sich zu schwach war.

Es ist oben gesagt, daß die Missionäre der Südseeinseln allgemeines Lob wegen ihres Eifers für das Sprachstudium erhalten haben. Das allgemeine Lob beschränkt sich ziemlich darauf, sonst aber haben sie so viele Gegner gefunden, daß es nicht unangemessen erscheint, die vielfachen Vorwürfe genauer zu betrachten. Die Anfeindung datirt besonders seit dem Erscheinen von Kotzebue's zweiter Reise um die Welt. Vorher werden sie in Reisebeschreibungen nicht genannt, nur daß der Engländer Turnbull, der vor vierzig Jahren in Tahiti sich längere Zeit aufhielt, ihrer mit vieler Achtung gedenkt. Seit Kotzebue aber haben viele Reisebeschreiber (aber bei weitem nicht alle) ihre Wirksamkeit angegriffen. Die Seefahrer nun haben ihre feindseligen Nachrichten natürlich nicht von den Missionären, noch auch von den Eingeborenen, deren Sprache sie nicht kennen, sondern von den europäischen Kolonisten. (Forts. f.)

Zur Unterhaltung.

Die Lampe.

Ein uraltes Märchen.

Von M. H. Geldern.

Amadeus, der Gutwillige, war König eines der vielen versunkenen, überschwemmten, verschollenen Reiche, deren Geschichte das Märchen ist. Er schloß, wie uralte Papiere besagen, mit dem fabelhaften Gorm, dem Alten, und dem rothnasigen Zecherkönig von Thule eine heilige und ewige Allianz, gründete eine Kolonie auf Atlantis und erbaute die Städte Vineta und Julin. — Den Beinamen des Gutwilligen gaben ihm die Geschichtschreiber auf allerhöchsten Befehl seines Nachfolgers; denn dieser und die Leute vom Hofe wußten wohl, daß er den allerbesten Willen hatte und gönnten ihm gerne den unschuldigen Titel. — Amadeus war ein mächtiger König; die Finanzen seines Landes waren in Ordnung, die Bergwerke waren ergiebig, ein großes Heer stand immer schlagfertig und seine Flotte kam nach und nach in alle

Meere und wurde überall als höchst merkwürdige Seltenheit bewundert und begrüßt. — Aber ein Kleinod besaß König Amadeus, um das ihn vor Allem die Könige aller Länder hätten beneiden sollen, wie schlicht und unscheinbar auch dieses Kleinod sich auf den ersten Anblick ausnahm. — Es war dies eine kleine Lampe von wunderbarer Eigenschaft, die er einst von der Königin von Saba, als er sie besuchte, als Gastgeschenk erhielt und die nun in seinem Arbeitszimmer, gerade über seinem Schreibpulte, ihm zu Häupten aufgehängt war. — Die Königin von Saba, wie männiglich bekannt, eine kluge Frau, gab Jedem, was ihm Noth that. — Sie hatte bald eingesehen, daß König Amadeus zwar den besten Willen habe, aber daß es ihm, gelinde gesagt, an einer scharfen Dialektik fehle und daß seine Minister mit ihm machen konnten, was sie wollten. — Die Königin von Saba, die schon seit Salomonis Zeiten regiert, kennt die Minister und die Könige und weiß, daß sich Beide in allen Zeiten gleich bleiben. — Sie gab ihm also die Lampe und vertraute ihm den wunderbaren Zauber, den er benutzen sollte. — Die Lampe nemlich leuchtete zu jeder That, die das Volk beglückt, hell wie die Sonne, und je besser und an guten Folgen reicher die That war, desto heller leuchtete sie; sie verfinsterte sich aber, sobald ein böser, dem Volksheile schädlicher Beschluß ausgeführt werden sollte, und je schlimmer dieser Beschluß war, desto finsterer brannte sie.

Nun war der König Amadeus glücklich. — Den Vormittag verschlief er, den Nachmittag brachte er bei Tische zu und machte köstliche Witze, welche die eigens dazu bestellten zwölf Höflinge belachen mußten, und so kam er erst spät am Abend zur Arbeit, wo ihm die wundersame Lampe als treue Rathgeberin dienen konnte. — Arbeit aber heißt bei einem König: zehn oder zwanzig vorgelegte Dekrete zu unterschreiben oder nicht zu unterschreiben. — Da gab er wohl Acht und unterschrieb frisch, fromm, fröhlich und frei so lange fort, als die Lampe leuchtete: sobald sie aber nur ein wenig sich zu verdunkeln begann, warf er mutbig die Feder hin und alle Beredtsamkeit seines Ministers, des Herrn von Heimlicher, vermochte ihn nicht, sie wieder zu ergreifen. — Herr von Heimlicher war in großer Bestürzung. Sonst brachte er den König zu Allem, was er nur wollte. Kam auch manchmal Etwas vor, was dem geraden, guten Sinn des Königs krumm erschien, wußte er durch seine glänzende Beredtsamkeit ihn so lange in die Enge zu treiben und ihm die großartigen Folgen mit so blendenden Farben auszumalen, bis der gute König sich am Volksheile zu versündigen glaubte, wenn er sich nicht fügte. — Jetzt war das Alles ganz anders geworden; der König trat selbständig auf, unterschrieb oder unterließ es nach Gutdünken und alle Beredtsamkeit des Herrn von Heimlicher war vergebens. Ja, der König gefiel sich manchmal, wenn er mit seiner Lampe allein war, darin, daß er sich hinsetzte und manches Gesetz selbst nach eigenem Gutdünken konzivirte, und wenn die Lampe hell dabei leuchtete, schickte er es wohlgemuth in alle Welt.

Ein goldenes Zeitalter war über das Reich gekommen. Das Volk jauchzte, die Stirnen entfurchten, die Geister entfalteten sich und alle Herzen waren glücklich und priesen den König. — Dem Herrn von Heimlicher wurde bange und übel zu Mutbe. Umsonst waren die Vorwürfe seiner Kollegen in den benachbarten Ländern; er konnte sich nicht helfen und mußte die Schmach, ein liberaler Minister zu sein, auf sich sitzen lassen. Wie ein Gespenst schlich er umher und forschte der Quelle des Uebels nach und fand sie nicht. Er kannte ja den König und die Leute, mit denen er ihn selbst umgeben hatte; woher kam ihm diese Einsicht? — O trauervolle Frage, auf die er nicht die Antwort fand.

Aber was entgeht für die Länge einem geübten Ministerauge? Er fand die Antwort. — Er war ja immer bei den Unterschriften zugegen und mußte endlich die Zauberkraft der Lampe bemerken. — Nun war er gerettet. Die Minister sind in den Zimmern und Vorzimmern des Königs immer mächtiger und heimischer, als dieser selbst. Herr von Heimlicher ließ also einen elektrischen Apparat anlegen, der ihm Licht verschaffte, so oft er wollte. Er wußte immer sehr gut, wenn er es brauchen würde. Da stellte er sich hinter den Stuhl des Königs, gab ein Zeichen und im Moment brannte eine gute Wachskerze in seiner Hand, die er über dem Haupte des Königs hoch emporhielt, daß er das Erlöschen der Lampe nicht bemerkte und muthig, im Bewußtsein einer guten That, unterschrieb. — So wurde der arme König im wahrsten Sinne des Wortes hinter's Licht geführt. — Denn war die That geschehen, leuchtete die Lampe wieder mit ihrem gewöhnlichen Lichte, auch wußte der Minister seine Kerze auf eine geschickte Weise zu beseitigen und zu verstecken.

Nun ging Alles wieder gut. — Das goldene Zeitalter verschwand; das Volk seufzte, die Stirnen furchten sich, die Geister krochen wie in Nußschalen in ihren Gehirnen zusammen, die Herzen waren betrübt und wunderten sich über ihren guten König. Dem Herrn von Heimlicher wurde wohl zu Muthe; er bekam Belobungsschreiben von seinen nachbarlichen Kollegen, oft begleitet von Orden, Brillantringen, und die Schmach, ein liberaler Minister zu sein, war von seinem Haupte genommen. —

Aber die Laufbahn des Diplomaten ist eine dornenvolle. Oft bringt ihn die Fliege auf der Nase seines Königs an den Rand des fürchterlichsten Abgrundes, wenn er sich nicht durch einen kühnen, gewandten Sprung aus der Gefahr zu retten versteht. So ging es auch dem Herrn von Heimlicher, Minister Sr. Majestät des Königs Amadeus, den die Geschichte den Gutwilligen nennt.

Wieder saß König Amadeus und unterschrieb Dekret auf Dekret, wieder stand sein Minister hinter ihm und hielt die brennende Kerze hoch über des Königs Haupt. — Aber da, — o Unglück! — löste sich ein glühender Wachstropfen von der Kerze und fiel — und fiel brennend auf des Königs Nase.

Erschrocken sieht sich der König um — erstarrt zu einer Bildsäule steht der Minister da und hält, noch keiner Bewegung mächtig, den steifen Arm mit der brennenden Kerze empor. —

„Betrüger!" ruft der König, „Verräther!"

Diese zürnenden Worte wecken den Minister aus seiner Erstarrung, er wirft sich vor dem König hin, er umklammert seine Kniee und ruft mit gerührter Stimme: „Hier lege ich mein Haupt zu Deinen Füßen, thue damit, was Dir gefällt; aber nenne mich nicht Betrüger, heiße mich nicht Verräther. — Bin ich darum ein Betrüger, darum ein Verräther, weil ich Dich aus den Fesseln des Aberglaubens befreien, weil ich Deinen großen Namen vor Schmach retten will? O diese höllische Lampe, wie verdunkelt sie Deinen hell strahlenden Geist, welche Schande bringt sie über Dein glorreiches Haus! — Hast Du ihre Inschrift gelesen? Sie lautet:

„Wer selbst nicht ist ein großes Licht,
Der sehe,
Daß es in seiner Nähe
An rechten Lichtern nie gebricht."

„Wer selbst nicht ist ein großes Licht!" — „O, mein König, erröthend sage ich es, aber ich sage es, denn wir sind allein und unbelauscht; geht dieser Vers nicht offenbar auf Dich, da die verruchte Königin von Saba gerade Dir diese Lampe schenkte? — O, den Krieg würde ich der hämischen Königin für diese Sottise erklären, oder wenigstens, da sie zu mächtig ist, einige Noten wechseln und in unserem Lande einige Militärmärsche machen lassen. Deuten die anderen Verse nicht offenbar darauf hin, daß sich mein König mit guten, weisen Rathgebern umgeben? Darf ich sie nicht auf mich deuten? Hast Du jemals, o weiser König, Etwas auf meine Vorstel-

lungen eingewendet? Nein, Du hast nie Etwas eingewendet, weiser König! Ist das nicht Beweis genug, daß ich gemeint bin? — Hat mich Dir des hochseligen Königs, Deines Vaters, Majestät nicht auf ihrem Todtenbette empfohlen? — Kannst Du die Märchen glauben, die man Dir von Fortunati Glückſäcklein, von der Wünschelruthe und Tarnkappe, von den Siebenmeilenſtiefeln erzählt? Glaubst Du selbst an Aladin's Wunderlampe? Und Du selbst, o König, hast eine solche Lampe in Deiner Stube! — Was wird die Nachwelt sagen, o König, wird sie Dir nicht den schrecklichen Namen des Abergläubischen beilegen? — Weil sich die Lampe zu Zeiten verfinstert, zu Zeiten heller leuchtet, hältst Du sie für eine Zauberlampe? Hat man nicht Jahrhunderte lang die Sonnenfinsternisse für ein Wunder, für ein Zeichen voller Vorbedeutungen gehalten, bis es sich aufklärte, daß Alles auf natürlichem Wege zugehe? Gewiß verhält es sich mit solchen Lampen, wie mit der Sonne; denn was im Großen vorgeht, wiederholt sich nur im Kleinen. Gewiß werden kommende Geschlechter auch das Geheimniß solcher Lampen aufhellen, und, o König, man wird Deiner spotten. — Wird nicht der fünfte Karl verlacht, weil er sich zum Weltuntergange vorbereitete? — Ist nicht der grundgelehrte Fürst Pikus von Mirandola zum Gespötte geworden, weil er den Stein der Weisen suchte; ist Rudolph der Zweite nicht seiner astrologischen Studien wegen verhöhnt worden? — O geistreichster König der intelligentesten Nation, doppelt groß wird Deine Schmach sein, da Du in Zeiten der Bildung und der allgemeinen Aufklärung lebst. — Wehe mir, was wird die Geschichte sagen! wie bangt mir um Deinen großen Namen!"

Die Worte „Geschichte", „großer Name" übten von jeher eine erschütternde Kraft auf den König. — Er war beschämt und schwieg lange; endlich winkte er dem Minister aufzustehen und sagte: „Du hast mich durch Deine Rede nicht überzeugt, aber Du hast Recht. — Die Lampe soll nicht wieder angezündet werden."

Der Minister unterdrückte die jubelnde Freude über seinen Kabinetssieg, sprang vom Boden auf und verbeugte sich tief, indem er pathetisch ausrief: „Lange lebe der König! Stets findet sein leuchtender Geist den rechten Weg zum Wohle seiner Völker."

Der König machte eine Handbewegung, und der Minister ging. „Heimlicher!" rief ihm noch der König nach, „die Geschichte mit der Lampe und dem Wachstropfen bleibt Staatsgeheimniß und darf höchstens in die Hausannalen, zu Nutz und Frommen meiner Nachfolger aufgezeichnet werden. — Die Konzeption besorgt mein Hof-Philosoph." —

Von diesem Abende an brannten zwei solide Wachskerzen auf dem Schreibpulte des Königs, und er unterzeichnete ganz nach eigener Einsicht. — Die Lampe hing bestaubt, ungebraucht am Plafond, doch ließ man sie da, aus Rücksicht für die mächtige Königin von Saba.

So ging es Jahre lang fort, und man kann sich leicht denken, welcher Art nun Regiment und Gesetzgebung waren, wenn man aus dem Früheren König Amadeus und seinen Minister genugsam erkannte. Um aber Beide zu charakterisiren, sei hier doch Eines wegen seiner Folgen in jenem Lande wichtigsten Gesetzes, das nun gegeben ward, Erwähnung gethan, nemlich des Traumgesetzes. — Herr von Heimlicher kannte sein Volk, es war ein Volk von Träumern. Seine Träume waren ihm lieber, als Reichthum und Kriegesruhm. Herr von Heimlicher fürchtete mit Recht, das Volk könne sich einmal in seinen Träumen zu sehr berauschen und in diesem Rausche gesetzwidrige Thaten verüben, die der hohen Regierung unangenehm wären. — Er gab also das Traumgesetz, nach welchem nur gewisse Dinge zu träumen erlaubt war, und fügte diesem Gesetze noch das Trauminspektionsdekret bei, nach welchem die Träume bewacht und untersucht und nach ihrem Inhalte bestraft oder belohnt werden sollten.

Nun aber weiß man aus Erfahrung, und schon die alten Philosophen und Sibyllen erkannten es, daß gewisse Dinge, die im Traume vorkommen, in der Wirklichkeit gerade das Gegentheil bedeuten, so z. B. bedeutet eine Feuersbrunst großes Glück, ein Hase einen Soldaten oder gar einen General, Hochzeit bedeutet Begräbniß ꝛc.; man führte also auf allen Universitäten des Landes die Traumbüchel ein, und neben dem römischen Rechte und den Pandekten, dem justinianischen Gesetzbuche und dem Code Napoléon wurde auch das Traumbüchel vorgetragen, nach welchem in Traumangelegenheiten verfahren wurde. Nur an die im Traume klar und deutlich ausgesprochenen Worte hielt man sich strikt und ihr Inhalt wurde wörtlich genommen. — Träume, die über drei Stunden währten, waren frei, aber der Träumer konnte eingesperrt werden. Dadurch hatte Herr von Heimlicher seine liberale Gesinnung genugsam bewiesen. — Auch im Mittagsschläfchen geträumte Träume waren frei; den Traum bei vollem Magen hielt man nicht für gefährlich.

Es begann nun ein sehr reges Verwaltungsleben im ganzen Staate. — Sobald Einer einschlief, stand ein Wort-Inspektor an seinem Bette und zeichnete jedes Wort, das er im Traume sprach, gewissenhaft auf eine schwarze Tafel auf. Des Morgens gingen die Trauminspektoren von Haus zu Haus und nahmen die Träume der erwachten Schläfer auf und schrieben sie in ein großes, schwarzes Buch. — Auch darin kannte Herr von Heimlicher das Volk so gut, daß er wußte, es erzähle in seiner Ehrlichkeit ganz genau jeden Umstand seiner Träume, und daß kein Jota verloren gehe. — Nach den Tafeln der Wortinspektoren und nach den Büchern der Trauminspektoren wurden nun Prozesse eingeleitet, wurde untersucht und gestraft und belohnt.

Da kamen nun freilich oft sehr sonderbare und verwickelte Prozesse vor. — So z. B. murmelte einmal ein Träumer das Wörtchen „Regen" vor sich hin. — Der Wortinspektor in seinem Amtseifer und seiner Gründlichkeit stieß den Schläfer unsanft aus dem Schlafe und fragte hastig: „Hauptwort oder Zeitwort?" — Der Arme, der so unsanft geweckt wurde, hatte in seinem Schrecken den ganzen Traum vergessen und konnte keine Auskunft geben, ob er Regen als Hauptwort oder als Zeitwort gebraucht hatte. Das war Verstocktheit! — Es wurde sofort eine Untersuchung eingeleitet, der Träumer wurde gefänglich eingezogen, und es erhob sich im Staatsrathe eine heftige Debatte, ob „Regen" als Hauptwort oder als Zeitwort gebraucht wurde. — War es das Zeitwort? — wie leicht konnte man da an „regen", „erregen", „aufregen" denken, und der Träumer war ein gefährlicher Mensch. — War es der Regen, der vom Himmel fällt, das bedeutete friedliches Glück, und der Träumer wäre zu befördern. — Auf jeden Fall dauerte die Untersuchung drei Jahre, und der Verdächtige wurde ab instantia freigesprochen.

Ein anderer Träumer lächelte einmal im Schlaf und sprach: „Bewegung!" — Bewegung? böswilliges Wort; er wurde untersucht. — Umsonst versicherte er, er habe von der komischen Bewegung seiner Großmutter geträumt, die sie beim Tabackschnupfen mache. — Großmutter? — kann ein so satyrischer Kopf damit nicht das gemeinsame Vaterland gemeint haben? — Die Großmutter wurde auch untersucht, und ihre Dose auch. — Nach längerer Haft wurde der Inkulpat gegen Kaution freigelassen. Indessen war die Großmutter gestorben.

Aber es kamen auch erfreulichere Fälle vor. Einmal legte sich ein Unterthan aus dem Volke der Träumer hin, schloß die Augen und rief: „Landesvater — Vaterland — Heil — Liebe — hoch!" Am anderen Morgen bekam er ein eigenhändiges Schreiben vom Herrn von Heimlicher, der ihm seinen gnädigen Beifall zu erkennen gab. — Er war im Traume offenbar bei einem loyalen Zweckessen gewesen und hatte einen patriotischen Toast ausgebracht.

So vergingen viele, viele Lebensjahre. Das Leben der Unterthanen des Königs Amadeus des Gutwilligen theilte sich auf eine schöne Weise in Träume und in Untersuchtwerden. Es ist eine alte Erfahrung und ganz natürlich, daß, wenn man einmal zu träumen angefangen und seine Träume zu viel bespricht, man immer tiefer und tiefer ins Träumen hineingeräth. So war es auch hier. Die ewigen Untersuchungen, die Traumgesetze, das beständige Besprechen der Träume in Zeitungen und Brochüren hatte die natürliche Folge, daß das ganze Volk nichts Anderes that als träumen. Aber die Träume wurden ängstlicher; Untersuchung folgte auf Untersuchung; es wurde verurtheilt, es wurden Aufenthaltskarten entzogen. Umsonst ermahnten die Väter ihre Kinder; man träumte. Man fürchtete endlich den Schlaf, man gewöhnte sich ihn gänzlich ab; aber das Träumen konnte man nicht lassen; man träumte wachend. In den Gassen sah man Schwärme von Träumern herumtaumeln, und jedem Einzelnen folgte ein Traumінspektor auf dem Fuße und verzeichnete. Es war nicht länger auszuhalten. Die Menschen wurden blaß und mager, der Somnambulismus nahm überhand und Klairvoyante und Propheten traten auf.

Indessen war König Amadeus der Gutwillige alt und schwach geworden. Er saß an einem schönen Sommerabende in seinem Fauteuil und sah lächelnd vor sich hin. Er fühlte zwar, daß er bald den Weg alles Fleisches wandeln müsse, aber er war doch innerlich heiter und glücklich. Denn sein gutes Gewissen sagte ihm ja, er habe Alles gethan, was Völker beglücken könne; man habe ihn zu nichts Bösem bereden können, und er sei stets seiner eigenen, wohlmeinenden Einsicht gefolgt. — Schon sah er im Geiste voraus, wie ihn die Geschichte den größten Herrschern anreihen und wie sein großer Name glänzen werde in aller Zukunft! Großer Name, Geschichte! — er vertiefte sich in die große Bedeutung dieser Worte und lächelte.

Da stürzte eine Schaar von Höflingen unangemeldet ins Zimmer. „Rebellion, Rebellion!“ riefen sie entsetzt, „die Träumer rebelliren. König Amadeus, tritt unter sie und beschwichtige sie durch den Anblick Deiner Majestät.“

„Rebellen?“ fragte König Amadeus ganz verwundert; „die Undankbaren!“ Sogleich raffte er sich zusammen, nahm Krone und Szepter und begab sich ohne alle Suite auf den Revolutionsplatz. Da standen die halbwachen Rebellen in dichten Schaaren und riefen, als sie durch die halbgeöffneten Augen den König erblickten, wie mit Einer Stimme: „Unseren Schlaf — gib uns wieder, König Ama — deus! Traum — frei — heit, gib Traum — frei — heit!!“ —

Wie erschrak König Amadeus, als er sein Volk so herumtaumelnd, so blaß und mager aussehend fand. Doch faßte er sich und hielt eine vortreffliche Rede. Aber er täuschte sich. Kaum hatte er das letzte Wort gesprochen, als die Rebellen unbeirrt und konsequent von Neuem riefen: „Gib Traum — frei — heit, Kö — nig Ama — deus, gib Traum — frei — heit.“

Bestürzt und im Innersten über das Glück seines Volkes enttäuscht, eilte er in seine Hofburg zurück. Aber auch da erwartete ihn ein neuer Schreck. Die Somnambulen hielten die Wände seines Palastes besetzt, rückten und riefen durch alle Fenster in die Zimmer: „Gib Traum — frei — heit, König Ama — deus, Traum — frei — heit, — Traum — frei — heit, — Traum — frei — heit, Traum — frei — heit.“

Halbtodt kam er auf sein Zimmer, warf sich in einen Lehnstuhl und verhüllte sein Gesicht. Zitternd stand Herr von Heimlicher neben ihm. Da scholl es draußen wieder: „Gib Traumfreiheit, König Amadeus, gib Traumfreiheit!“ und die Somnambulen steckten ihre blassen Gesichter zum Fenster herein. Schnell entschlossen griff König Amadeus nach Feder und Papier, und schrieb: „In meinem Lande herrscht allgemeine Traumfreiheit!“ Da wurde es Tageshelle im Zimmer. — Man hatte nemlich in der Verwirrung den Befehl des Ministers vergessen und die Lampe angezündet, die ihre Wunderkraft übte. — Der König bemerkte es. „O hätte ich stets Deinen treuen Rathschlägen gehorcht, Du wunderbare Lampe!“ rief er und schrieb weiter:

Mein Minister, der Herr von Heimlicher, ist in Gnaden entlassen.

gez. Amadeus.

Ein lauter Jubel begrüßte die Worte des Königs, als sie dem Volke vorgelesen wurden, die Somnambulen, die erwachten, krochen bestürzt, doch behutsam von den Wänden, die Träumer eilten fröhlich nach Hause und ins Bett, und überall pries man die Weisheit und Gerechtigkeit des Königs!

Es war ein schöner Frühlingsmorgen, der auf diese stürmische Nacht folgte. — Die Schwalben waren eben zurückgekehrt und zwitscherten fröhlich vor den Fenstern der Träumer, die Lerchen verirrten sich in die Stadt und jubelten über den Dächern. Die Sonne stieg auf und es schien den Träumern, daß sie seit Jahren nicht so hell und majestätisch geleuchtet; überall blickten frische, ausgeschlafene Gesichter aus den Fenstern, man grüßte sich über die Straßen, man erzählte sich laut seine Träume und scherzte und lachte darüber. Ueberall war Freude und Jubel und man beschloß, den Tag jährlich als ein Fest der Traumfreiheit zu feiern.

Durch das Stadtthor aber schlich sich ein trauriger Wanderer, dessen Paß bis zur Grenze visirt und der noch unschlüssig war, ob er nach Belgien oder nach Nordamerika sich flüchten sollte. (Aus den „Grenzboten“.)

*Land und Leute der britischen Inseln.

(Fortsetzung.)

9. Die Engländer und die Ausländer.

b) Engländer und Deutsche.

Die Franzosen sind in vieler Beziehung, trotz alles Widerspruchs ihrer Zöglinge, die geistigen Eltern, die Erzieher der Engländer gewesen, die Deutschen dagegen waren ihre eigentlichen und leiblichen Eltern. Von den Deutschen erhielten die Engländer die größere und bessere Hälfte aller ihrer körperlichen und geistigen Anlagen, die sie nachher durch Selbsterziehung und mit Hülfe ihrer französisch-normannischen und ihrer französischen Lehrer entwickelten.

Es gab Zeiten, wo der größte Theil von England eben so vollkommen deutsch war wie Deutschland selbst, die Zeit König Alfred's und die angelsächsischen Zeiten vor ihm, wo deutsche Sprache, deutsche Poesie und deutsche Gesetze in England auf dieselbe Weise geübt wurden wie in Deutschland.

Sachsenland lag diesseit und jenseit der deutschen See, und beide Sachsenländer theilten sich gegenseitig ihre Gesetze und Institutionen mit. *) Diese innige Verwandtschaft und Verbindung der Engländer mit den Deutschen, die fast Einigkeit war, erlitt aber eine Unterbrechung durch die Eroberung und Einwanderung der Normannen, die den britischen Germanen fremdes Blut in die Adern gossen.

Seit dieser Zeit kamen in den Engländern das fremde französische und das deutsche Element mit einander in einen interessanten Kampf, der sich bis zu den allerneuesten Zeiten herab fortgesetzt hat und gewissermaßen noch fortdauert. Anfangs schien dieser Kampf sich gänzlich

*) Auch aus dem englischen Sachsenlande kamen zuweilen Gesetze und Anordnungen nach dem deutschen herüber. So gilt noch diesen Augenblick ein sogenanntes Schilling-Englisch-Buch auf der Insel Föhr an der Küste von Schleswig, welches aus England herübergekommen sein soll und mehrere Bestimmungen über die Taxation der Bauern enthält.

zum Vortheil des französischen Elementes zu entscheiden, das Land wurde von französisch sprechenden und französisch gesitteten Königen und Aristokraten regiert. Französische Sprache wurde in allen Schulen gelehrt und war nicht nur die offizielle Sprache des Staates, sondern auch die der Städtekommunen. Es gab damals ein französisches Normannenland jenseit und ein französisches Normannenland diesseit des Kanales.

Allmälig aber drangen die von dem ersten Andrange überwältigten germanischen Elemente, wie altes Wiesengras unter dem aufgeschwemmten Sande, mit Macht wieder von unten hervor, verdrängten das französische entweder siegreich oder setzten sich mit ihm in's Gleichgewicht, und es bildete sich so die englische Misch-Nationalität aus, in welcher germanischer Ton und Geist, germanische Färbung und Sympathieen entschieden vorwalteten.

Zwischen zwei unabhängigen Nationen, die sich häufig berühren und sehen, gibt es, glaube ich, keine anderen Pathieen, als Antipathieen, die sich unter Umständen zum Hasse steigern. Der Norweger haßt den Schweden, der Däne den Deutschen, der Deutsche den Russen, der Italiener den Franzosen, der Franzose den Spanier. Es gibt keine zwei Länder, keine zwei benachbarten Provinzen oder Ortschaften, deren Bewohner nicht von Haus aus mit einander rivalisirten und sich anfeindeten. Antipathie und Abstoßung ist das Gesetz, nach dem sich alle Völker als Ganze unter einander berühren. Sympathie ist ein Gefühl, das nur ausnahmsweise und unter besonderen Umständen zwischen ihnen besteht. So sympathisiren z. B. alle österreichischen Slaven mit einander, weil sie alle auf gleiche Weise unterdrückt sind.

In der Regel schenken die Völker ihre Sympathieen denjenigen Nationen, welche jenseit ihrer Nachbarn wohnen. So zankten sich zwar die Franzosen beständig mit den Deutschen, ihren Nachbarn, sympathisirten sich aber in eine gewisse Vorliebe für die jenseit derselben wohnenden Polen hinein. Eben so waren die Türken des deutschen Kaisers beständige Feinde, hielten aber mit den jenseit der Donau und des Rheins waltenden Franken treue Freundschaft. So unterdrückte Preußen die Polen, verband sich aber mit den jenseit der Polen wohnenden Russen. So kämpften die Deutschen mit den Franzosen am Rhein, verbanden sich aber häufig mit den Spaniern jenseit der Pyrenäen. Eben so schenken nun auch die Engländer allen ihren Haß den Franzosen, ihren Nachbarn, und wenn nicht alle ihre Liebe, doch einen guten Theil davon den Leuten jenseit des Rheins, den Deutschen, zu denen sie als Blutsverwandte noch um so mehr Vertrauen haben.

Deutschland ist freilich ein Land, in welchem leider von jeher jedes fremde Volk gewiß zu sein glaubte, Sympathieen für sich zu erwecken und Bundesgenossen zu finden. Zu ihrer Zeit hatten die Römer dort immer einige treue Freunde (Verräther an der Landessache), die es mit ihnen hielten — die Franzosen haben deren bis auf die neuesten Zeiten herab unter uns gefunden, — die Schweden unter Gustav Adolph hatten ihre engverbrüderten Freunde bei uns, — auch die Russen hoffen leider jetzt, sich deren bei uns verschaffen zu können.

Unsere Blutsverwandten, die Engländer, sind aber in dieser Beziehung immer glücklicher gewesen, als alle anderen.

In der That, so zahlreich die Kriege sind, die zwischen Franzosen und Engländern wie eine Kette von Ungewittern aufzogen, fast eben so zahlreich sind die Bündnisse, welche die Engländer mit deutschen Fürsten schlossen. In fast allen den Kriegen, die in dem letzten Jahrhunderte wütheten, und in welchen Frankreich sich regelmäßig England gegenüber befand, waren eben so regelmäßig deutsche Fürsten mit englischen verbündet.

Der Deutsche folgte dem Engländer fast überall, wohin dieser seinen weltumwandernden Fuß setzte, als Begleiter und Freund, während der Franzose dagegen überall mit ihm kämpfte. Bloß diejenigen Deutschen, welche in den nordamerikanischen Freistaaten neben den Leuten englischen Stammes wohnen, belaufen sich auf 2 Millionen. Der entschieden größte Theil der 20,000 Deutschen, die jährlich auswandern, geht nach englischen Kolonieen. Mit Wilhelm von Oranien in Irland, mit dem Herzog von Wellington in Spanien, in dem Zuge der Engländer gegen die Jakobiten in Schottland, in ihrem Kriege gegen die nordamerikanischen Kolonisten, wie auch in dem Kampfe gegen die irischen Rebellen am Ende des vorigen Jahrhunderts fochten — leider also nicht immer bei den ehrenvollsten Gelegenheiten! — deutsche Truppen in der englischen Armee. Und noch in diesem Augenblicke stehen beständig viele Deutsche im Dienste der englischen Marine, während Franzosen gar nicht darin zugelassen werden.

Wie die beiden Völker auf diese Weise sich häufig freundschaftlich mischten, so thaten dies auch ihre Fürsten. Schon frühzeitig wurden englische Prinzessinnen an deutsche Reichsfürsten verheirathet und umgekehrt deutsche Prinzessinen an englische Könige. Seit 150 Jahren aber ist der englische Fürstenstamm fast immer entweder ganz oder halb deutsch gewesen. Wilhelm von Oranien, Prinz von Nassau, war ein halber Deutscher, und Georg I. blieb sogar bis an sein Lebensende so sehr ein Deutscher, daß er nicht einmal die englische Sprache lernte. Fast alle die englischen Könige und Prinzen waren seit Georg I. mit deutschen Prinzessinnen verheirathet, und die jetzige Königin hat von Seiten ihrer Mutter ebenfalls deutsches Blut in ihren Adern, sowie ihre Kinder nun noch mehr deutsches Blut von Seiten ihres Vaters erhalten haben*).

(Forts. f.)

Mannigfaltiges.

— Die Ultradänen sind wüthend auf die braunschweigische Ständeversammlung, weil diese sich für unsere deutschen Brüder in Holstein und Schleswig so nachdrücklich ausgesprochen hat. Die Deputirten werden vom „Apenrader Wochenblatte" mit dem Titel „Faselhänse" beehrt. Welche Fülle von Beweiskraft in diesem Worte liegt! Und wie sehr werden dadurch die braunschweigischen Stände ob ihres vorwitzigen Beginnens sich beschämt fühlen. (K. Z.)

— Eine Privatkorrespondenz bringt folgende Nachricht aus Königsberg: Dr. Jacoby, Heinrich, Jachmann ꝛc. haben jetzt einen Bürgerverein gestiftet, an dem Handwerker, Meister und Gesellen, Theil nehmen. Ueber Politik soll nicht gesprochen werden, sondern es werden Vorträge über Gegenstände aus dem Leben gehalten; der Oberlehrer Witt hielt z. B. eine Rede über die Jesuiten. Alle Woche kommen sie einmal zusammen. Das erste Mal bestand die Gesellschaft aus 70 Personen, das zweite Mal aus 120 und das dritte Mal bereits aus 260. Die Sache wird sich machen. Der Stand der Handwerker wird über Manches aufgeklärt, worüber ihm bis jetzt jede Idee mangelte.

— Seit einer Reihe von Wochen bildet die Mehlfabrikation der Seehandlung einen stehenden Artikel in den Anzeigespalten der berliner Blätter. Wenn nur die Armen was davon hätten! Mit den Einrückungsgebühren hätte man bequem eine Schaar hungriger Kinder den ganzen Winter hindurch sättigen können. (K. Z.)

— Die „Grenzboten" sagen: Selbst im Orient findet man den handfesten Michel gar zu zahm. Die Gutmüthigkeit (!), mit der die deutschen Diplomaten in der Levante — nicht sich — sondern ihre Schutzbefohlenen und Landsleute von den Türken mißhandeln lassen, hat dem deutschen Namen dort alle Achtung geraubt. Türke,

*) John Bull brummt zuweilen über diese unaufhörlichen Vermischungen mit deutschem Blute.

Grieche und Armenier, Alle sprechen gleich höhnisch von den „weibischen Nemze". Es steht in der Augsburger Allgemeinen! — wo der Reisende vom schwarzen Meer, dem wir die schönen kaukasischen Bilder verdanken, von dem Ungeheuer Abdullah Pascha von Trapezunt ein feines Porträt gezeichnet hat. Auch diesen Abdullah ertrugen die feinen Herren Diplomaten; nur Sir Stratford Canning trat von Anfang an energisch gegen ihn auf. Canning ward auch genug bespöttelt und mitgenommen von unseren besonnenen Weisheiten.

— Die Gedanken sind nicht immer zoll- und straffrei, wie folgende in M. bekannte Geschichte beweist: Einem Soldaten wurde von seinem Hauptmann wegen eines unbedeutenden Dienstfehlers ein strenger Verweis ertheilt. Dieser hatte erwartet, sein Untergebener werde zerknirscht und demüthig Besserung angeloben, bemerkte aber zu seinem größten Verdruß, daß der Soldat, ohne ein Wort zu sagen, ihn hohnlächelnd ansahe. Ueber dieses subordinationswidrige Betragen im höchsten Grade aufgebracht, rief er aus: „Ich weiß, Schurke, was Du denkst; wage es nicht, künftig wieder so zu denken, denn sonst wird es Prügel regnen!"

— Die Kunst, alt zu werden. Ein Baumeister, der gesund und rüstig das achtzigste Lebensjahr überschritten hatte, wurde gefragt, durch welche Mittel er bis in dieses hohe Alter so kräftig und kerngesund geblieben sei? — „Das ging sehr einfach und natürlich zu," erwiederte lachend der Greis. „Ich habe mich nie über Etwas geärgert, was ich nicht verschuldet hatte, ich ließ ruhig liegen, was mir zu schwer schien, und genoß mäßig alle Speisen, welche mir gut schmeckten und gut bekamen. Das ist das ganze Geheimniß." Sollte dieses einfache Rezept nicht die Makrobiotik in einem starken Oktavband entbehrlich machen?

— Ein persisches Sprichwort lautet: „Trinke Wein, zünde eine Moschee an, lasse Dich in einem Götzenhause treffen, aber beleidige Deinen Freund nicht."

— Der Kompagniebefehl in einem italienischen Regimente lautete einst: „Morgen früh um 8 Uhr versammelt sich die Kompagnie; wenn es aber da regnet, schon um 6 Uhr."

Verantwortlicher Herausgeber: Wilhelm Friedrich.

Der 1. Febr. 1845 ist der Ziehungstag
der 8. Verloosung des Großh. Badischen Anlehens von fl. 5000000
und der
7. VERLOOSUNG DES HERZOGL. NASSAUISCHEN ANLEHENS
von 2600000 Gulden.

Die Gewinne der ersteren sind: **fl. 35000, 10000, 5000, 3000,** 2mal **1500,** 4mal 1000, 10mal 250, 20mal 125, 30mal 100, 330mal 65.

Die Gewinne der letzteren sind: **fl. 25000, 5000, 2000, 1000,** 2mal **400,** 2mal 200, 2mal 100, 20mal 50, 70mal 40, 900mal 29.

Bei dem **unterzeichneten Banquierhause** kann man sich auf diese benannten Verloosungen betheiligen, und zwar für eine jede besonders gegen Einsendung von:

fl.	**3.**	**30 kr.**	auf **ein**	mitspielendes	Loos
„	**17.**	**30** „	„ **6**	mitspielende	Loose
„	**35.**	— „	„ **13**	„	„
„	**65.**	— „	„ **25**	„	„

Jedem Theilnehmer werden die Ziehungslisten prompt durch uns zugesandt.

J. Nachmann & Söhne,
Banquiers in Mainz.

(48.)

(49.) In der Friedrich'schen Verlagshandlung ist erschienen und in allen Buchhandlungen, namentlich in denen Westphalens, der Rheinprovinz und des Herzogthums Nassau, zu haben:

Die Wallfahrt nach Trier.
Eine Stimme aus Nassau.

Inhalt.

1) **Der Reliquienkultus überhaupt.**
2) **Der heilige Rock in Trier und seine Echtheit.**
3) **Die öffentliche Debatte über die Ausstellung des h. Rockes.**
4) **Die Wallfahrt nach Trier und ihr Verwerfliches.**
5) **Nassau.**

Nachtrag: Beweisführung der Unechtheit des heiligen Rockes.

Mit dem Bildnisse von Johannes Ronge.

56 Seiten in Umschlag geheftet. Preis: 6¼ Sgr. = 22 Xr.

(54.)

D. WIHL'S
Neuerfundene chemische Gichtsocken
gegen Gicht, kalte Füße und Frostbeulen.

Die **Wirkungen** dieser, mit einer chemisch präparirten Sohle versehenen, in Norddeutschland, Holland und England berühmten **Socken** sind folgende:

1) **Erwärmen** sie die Füße, auch Derer, die **Nachts an fortwährender Kälte** leiden und deshalb nicht schlafen können, rasch, angenehm und anhaltend.
2) **Treiben** sie alle **gichtischen und rheumatischen Schmerzen** aus den Füßen und Beinen, indem sie dieselben in eine allmälige **Transpiration** bringen und so den **Krankheitsstoff** herausziehen.
3) **Vertreiben** sie in kurzer Zeit **Frostbeulen** und alle anderen durch **Kälte entstandenen Anschwellungen und Schmerzen.**

In allen diesen Fällen haben die **Gichtsocken sich als höchst erfolgreich** bewährt. Sie werden an den bloßen Füßen vorzugsweise bei Nacht getragen — wenn am Tage, in dazu passenden Pantoffeln — und belästigen die Füße nicht im Geringsten, da sie aus den weichsten Stoffen fabrizirt sind.

Aerztliche Zeugnisse

vom **Dr. E. Bischoff,** Königl. geheimen Hofrath, Prof. der Heilmittellehre und Staats-, auch Kriegs-Arznei-Wissenschaft, Ritter u. s. w. zu Bonn, — vom **Dr. Brisken,** Königl. Kreisphysikus zu Elberfeld, — vom **Dr. Heinicke,** Königl. Kreisphysikus zu Halberstadt, — vom **Dr. Pfeffer** u. s. w., so wie von mehreren Privaten, die solche gebraucht, sind zu lesen in der Beilage zu Nr. 5 dieses Blattes.

Zum Beweise der Aechtheit ist an jedem Paar der eigenhändig geschriebene Namenszug des Erfinders angehängt.

Der Preis ist: 1 Thlr. 15 Sgr. = 3 Fl. pro Paar.

Die Gichtsocken sind für Siegen und Umgegend ausschließlich zu haben bei der Expedition dieses Blattes, für Wiesbaden in der Friedrich'schen Buchhandlung, und in Bochum bei W. Emptinjg.

(50.) In Wilh. Friedrich's Buchhandlung ist wieder zu haben:

Johann Georg Mengel,
der bekehrte Branntweintrinker.

Preis: 2½ Sgr. oder 9 Xr.

Englisches Gichtpapier
von J. Sterry & Sons, Bilmen.

156. Borough, London.

(51.) Das englische Gichtpapier wird hauptsächlich gegen folgende Uebel angewendet: Gicht, Rheumatismus, Leib-, Brust- und Rückenschmerz, Husten, Heiserkeit, Schnupfen, Lähmung und Zahnweh, auch chronische Gichtbeulen vertreibt es, wenn man sie unausgesetzt damit belegtz hat man das Papier so gewärmt, daß es gut klebt, so legt man die am meisten glänzende Seite auf die leidenden Theile und bedeckt diese „recht vollkommen und ausgedehnt" mit demselben, alsdann läßt man es so lange liegen, bis der Schmerz durchaus vorüber ist, oder bis es von selbst abfällt; die Ingredienzien der Masse der bestrichenen Seite sind streng erwärmender Natur und saugen die Flüssigkeiten und Unreinigkeiten des Körpers an sich, so daß es auch in dieser Beziehung in England stark gebraucht wird.

Der Bogen kostet 2½ Sgr. mit Gebrauchsanweisung, und ist solches allein zu haben bei der Expedition d. Bl.

Neue Post-Verzeichnisse

mit Notizen über Personenge d, Extrapostgeld, Zeitungs-Pränumerationsgeld, Brief- und Packet-Porto-Sätze und einigen Bemerkungen, sind bei der Annahme-Expedition für 4 Sgr. pro Exemplar zu haben.

Siegen, den 15. Januar 1845.

Königl. Postamt,
(52.) Richter.

Pariser Zahnkitt,

(53.) vortreffliches Mittel zur Erhaltung und Pflege der Zähne. ***Preis pro Etui mit Gebrauchsanweisung Rthlr. 1.***

In Siegen allein zu haben in der Exped. dieses Blattes.

Für Herrn Johannes Ronge

sind ferner bei uns eingegangen:

	Thlr.	Sg.	Pf.
Von F. A.	—	5	—
Hierzu die früher eingegangenen .	76	22	6
Im Ganzen .	76	27	6

Nebst zwei literarischen Beilagen.

Expedition, Druck und Verlag der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung in Siegen.